



Vierzehn Jahre nach seinem Einzug in den Élysée-Palast scheint François Hollande nicht bereit, sich mit der Rolle des politischen Altpräsidenten abzufinden. Während das französische Parteiensystem weiter zerfasert und das zentristische Lager um Emmanuel Macron sichtbar an Bindekraft verliert, intensiviert der frühere sozialistische Staatschef seine öffentlichen Auftritte, Interviews und programmatischen Wortmeldungen. Hollande sendet dabei eine Botschaft aus, die in Paris aufmerksam registriert wird: Seine politische Laufbahn betrachtet er offenkundig nicht als abgeschlossen.

Noch vor wenigen Jahren wäre die Vorstellung eines politischen Comebacks des ehemaligen Präsidenten als abwegig erschienen. Heute wirkt sie zumindest nicht mehr völlig unrealistisch. Zwar bleibt eine Rückkehr in die erste Reihe der Macht unwahrscheinlich. Doch die französische Politik besitzt eine lange Tradition überraschender Wiederauferstehungen. Die Fünfte Republik liebt politische Rückkehrer – von Jacques Chirac bis Nicolas Sarkozy, von Dominique de Villepin bis zu zahllosen gescheiterten Kandidaten, die später erneut Einfluss gewannen.

Das Hollande-Paradox

Das zentrale Paradox François Hollandes ist seit Jahren bekannt: Er zählt zu den unpopulärsten Präsidenten der jüngeren französischen Geschichte und erlebt dennoch eine bemerkenswerte partielle Rehabilitierung.

Als Hollande 2017 den Élysée verließ, war sein politisches Kapital weitgehend aufgebraucht. Die hohe Arbeitslosigkeit, die umstrittene Arbeitsmarktreform „Loi Travail“, die tiefen Konflikte innerhalb der Sozialistischen Partei sowie der Eindruck permanenter Unentschlossenheit hatten sein Ansehen schwer beschädigt. Seine Entscheidung, als erster Präsident der Fünften Republik auf eine erneute Kandidatur zu verzichten, markierte damals einen historischen politischen Zusammenbruch.

Doch politische Erinnerung funktioniert selten linear. Die multiplen Krisen der vergangenen Jahre – Pandemie, Inflation, geopolitische Unsicherheit, der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine und die zunehmende Polarisierung westlicher Demokratien – haben den Blick auf frühere Amtszeiten verändert. Im Vergleich zur stark präsidentiellen und oftmals konfrontativen Regierungsführung Macrons erscheint Hollande rückblickend manchem Franzosen als moderater, konsensorientierter und parlamentarischer Staatschef.

Diese relative Nostalgie nutzt Hollande mit bemerkenswerter Geschicklichkeit. Sein ruhiger



Tonfall, seine außenpolitische Erfahrung und sein Habitus des professionellen Parteipolitikers kontrastieren mit der nervösen Dauererregung der gegenwärtigen politischen Debatte. Der frühere Präsident inszeniert sich weniger als charismatischer Tribun denn als nüchterner Verwalter republikanischer Stabilität.

Die Krise der französischen Linken

Der wichtigste Grund für Hollandes neue Sichtbarkeit liegt jedoch weniger in seiner eigenen Person als im Zustand der französischen Linken.

Seit Jahren gelingt es dem linken Lager nicht mehr, eine dauerhaft konsensfähige Führungsfigur hervorzubringen. Jean-Luc Mélenchon verfügt weiterhin über eine loyale Anhängerschaft, polarisiert jedoch massiv über das eigene Lager hinaus. Die Grünen kämpfen mit internen Spannungen und strategischer Unklarheit. Die Sozialistische Partei wiederum bewegt sich zwischen institutionellem Überleben und politischer Marginalisierung.

In diesem fragmentierten Umfeld versucht Hollande, sich erneut als Figur der Stabilität und Regierungsfähigkeit zu positionieren. Seine Botschaft richtet sich an einen präzise definierten politischen Raum: eine sozialdemokratische, proeuropäische und republikanische Linke, die kompromissfähig bleibt und staatspolitische Verantwortung beansprucht. Im Kern arbeitet Hollande an der Wiederbelebung jener klassischen Regierungslinken, die Frankreich jahrzehntelang geprägt hatte.

Seine Rückkehr in die Nationalversammlung im Jahr 2024 war daher weit mehr als eine lokale Kandidatur. In Paris wurde sie weithin als strategischer Schritt interpretiert, um institutionelle Legitimität und mediale Präsenz zurückzugewinnen. Hollande kennt die Mechanismen der französischen Machtpolitik besser als viele seiner jüngeren Konkurrenten. Ein ehemaliger Präsident ohne Mandat bleibt Kommentator; ein ehemaliger Präsident im Parlament wird wieder Akteur.

Die Rückkehr der Erfahrung

Hollande profitiert zudem von einer Entwicklung, die sich in zahlreichen westlichen Demokratien beobachten lässt: der Renaissance politischer Erfahrung in Zeiten allgemeiner Unsicherheit.



Die vergangenen Jahre haben in vielen europäischen Gesellschaften eine paradoxe Dynamik erzeugt. Einerseits bleibt der Wunsch nach politischer Erneuerung stark. Andererseits wächst angesichts wirtschaftlicher und geopolitischer Krisen die Sehnsucht nach berechenbaren und institutionell erfahrenen Persönlichkeiten.

Genau an diesem Punkt setzt Hollande an. Anders als 2012 kann er heute auf die Autorität eines ehemaligen Staatschefs verweisen, der schwere nationale Krisen bewältigt hat – insbesondere die islamistischen Terroranschläge des Jahres 2015. Seine öffentlichen Stellungnahmen betonen regelmäßig institutionelle Stabilität, europäische Kooperation, Haushaltsdisziplin und republikanische Ordnung.

Damit verfolgt Hollande keine Strategie des politischen Aufbruchs, sondern eine der republikanischen Normalisierung. Er präsentiert sich als Gegenmodell zu ideologischer Zuspitzung und populistischer Polarisierung. In gewisser Weise ähnelt dies der Entwicklung anderer ehemaliger Regierungschefs Europas, deren Bilanz erst im Kontrast zu späteren Krisenjahren milder beurteilt wurde.

Politische Erinnerung ist häufig relativ. Nicht selten wirkt die Vergangenheit stabiler, sobald die Gegenwart unruhiger erscheint.

Die Grenzen der Rehabilitierung

Trotz seiner vorsichtigen Rückkehr bleiben die strukturellen Hindernisse enorm.

Zunächst bleibt Hollande eng mit einer geschwächten Sozialistischen Partei verbunden, deren organisatorische und gesellschaftliche Verankerung massiv erodiert ist. Die französische Präsidentschaftspolitik verlangt heute hochgradig personalisierte Dynamiken und starke Mobilisierungskraft – Eigenschaften, die Hollande traditionell nur begrenzt verkörperte.

Hinzu kommt die anhaltende Skepsis eines erheblichen Teils der Linken gegenüber seiner sozialliberalen Wirtschaftspolitik während der Präsidentschaft. Für viele ehemalige Unterstützer symbolisiert Hollande weiterhin den ideologischen Übergang der Parti Socialiste zu einem technokratischen Zentrumskurs.

Vor allem aber leidet seine mögliche Rückkehr unter einem symbolischen Problem. In einer Gesellschaft, die traditionellen Eliten zunehmend misstraut, kann das Comeback eines



früheren Präsidenten rasch als Ausdruck politischer Erschöpfung interpretiert werden – als Zeichen eines Systems, das keine neuen Führungspersönlichkeiten mehr hervorbringt.

Hollande besitzt zudem eine eigentümliche politische Schwäche: Er erzeugt Respekt, aber selten Begeisterung. Viele Franzosen gestehen ihm inzwischen staatsmännische Qualitäten zu. Doch daraus folgt noch keine aktive Sehnsucht nach seiner Rückkehr an die Spitze des Staates.

Am Ende könnte genau darin die Ambivalenz seiner Strategie liegen. Hollande hält sich bewusst alle Optionen offen, ohne sich festzulegen. In der französischen Politik bedeutet Sichtbarkeit oft bereits Machtressource. Ob daraus jemals erneut eine reale Präsidentschaftskandidatur entsteht, bleibt offen.

Doch die politische Geschichte Frankreichs lehrt, dass scheinbar abgeschriebene Figuren mitunter überraschend zurückkehren. Die Fünfte Republik ist nicht nur ein System starker Präsidenten. Sie ist auch ein System langer politischer Erinnerungen.

Und François Hollande scheint entschlossen, genau darauf zu setzen.

Autor: P. Tiko